

Die satzsemantische Relevanz von Bildern. Ein Plädoyer für Semiotik in der Semantik

Claus Schlaberg

Summary. This contribution discusses peculiarities of natural language expressions of subjective experience, considering the visual mode as an example. Based on a formulation by Nagel (1974), what a (typical naturalistic) picture shows is traced back to what it is like to see what the picture shows. As a consequence, infinitival constructions – *Peter auf einem Bildschirm lachen zu sehen* serves as an example – become a focus of the investigation. They are distinguished from propositions to which a truth value can be assigned. In certain contexts, infinitival constructions do not stand for propositions, but directly for experiences, of the kind that could also be had by a functional isomorph of a brain-in-a-vat. It follows from these assumptions that the constituents of the infinitive group do not contribute to its overall meaning. Another consequence is that, in order to experience seeing something in a specific way, possibly being a functional isomorph of a brain in a vat is necessary.

Keywords. Philosophy of language, sentence semantics, meaning of infinitival constructions, exemplification, state of consciousness, brain-in-a-vat, Thomas Nagel, Nelson Goodman

Zusammenfassung. Der Aufsatz behandelt Besonderheiten des natürlichsprachlichen Ausdrucks subjektiver Erfahrung am Beispiel des Visuellen unter Berücksichtigung von Bildern. Ausgehend von einer Formulierung Nagels (1974) wird das, was ein (typisches naturalistisches) Bild zeigt, darauf zurückgeführt, wie es ist, das von dem Bild Gezeigte zu sehen. Daher rücken Infinitivgruppen – hier das Beispiel *Peter auf einem Bildschirm lachen zu sehen* – ins Zentrum der Aufmerksamkeit. Sie werden abgegrenzt von Ausdrücken für wahrheitswertfähige Propositionen. In bestimmten Kontexten stehen Infinitivgruppen nicht für Propositionen, sondern direkt für Erfahrungen, wie sie allerdings auch ein funktionaler Isomorph eines Gehirns im Tank machen könnte. Eine Konsequenz ist, dass die Konstituenten der jeweiligen Infinitivgruppe nicht zur Bedeutung des Ausdrucks, in dem sie vorkommen, beitragen. Eine andere Konsequenz ist, dass es dafür, dass es irgendwie ist, etwas zu sehen, notwendig ist, möglicherweise ein funktionaler Isomorph eines Gehirns im Tank zu sein.

Schlüsselwörter. Sprachphilosophie, Satzsemantik, Bedeutung von Infinitivgruppen, Exemplifikation, Bewusstseinszustand, Gehirn im Tank, Thomas Nagel, Nelson Goodman

1. Einleitung: Die Semiotik braucht die Semantik

Eine wohl recht etablierte Redeweise der Alltagssprache über Bilder ist diejenige vom Bild x von y , zum Beispiel wenn man von der Mona Lisa im Louvre sagt, sie sei ein Bild von einer Frau. Dabei werden sowohl das Bild x – das Bild, das im Louvre hängt – als auch dessen Gegenstand y – die auf dem Bild dargestellte Frau – jeweils als Individuum aufgefasst (sei es auch ein fiktives, nicht wirklich existierendes). Ob und inwiefern darüber hinaus die Rede von x als Zeichen für y gerechtfertigt ist, sei vorerst einmal dahingestellt. Eingedenk dessen, dass nicht einmal das Wort „Haus“ für ein Haus steht, sondern eher „dieses Haus“ für ein Haus und „Haus“ allgemeiner für Häuser steht, ist die Rede von x als Zeichen für y noch fragwürdiger als die Rede von x als Bild von y . Beide Redeweisen sind vor dem Hintergrund alltagssprachlicher Formulierungen zu überprüfen. Auch wenn man Semantik, als Wissenschaft von den Bedeutungen sprachlicher Ausdrücke, als Spezialfall der Wissenschaft von den Bedeutungen von Zeichen, seien sie sprachlicher Art oder nicht-sprachlicher Art, auffasst, kommt man schwerlich um semantische Erörterungen der Bedeutungen semiotischer Sätze über Zeichen herum.

Zu den leitenden Gedanken des vorliegenden Beitrags gehört derjenige, dass x als Bild von y zeigt, wie es (für jemanden z , in einer Situation s) ist, y zu sehen. Dabei soll „ y (in s) zu sehen“ als Infinitivgruppe ernst genommen werden. Wir werden Infinitivgruppen in bestimmten Kontexten untersuchen, um uns unseren Fragestellungen zu nähern. Zu beachten ist dabei, dass sich Infinitivgruppen durchaus auch semantisch von wahrheitswertfähigen Ausdrücken wie „dass“-Sätzen unterscheiden. Für die Untersuchung von Bedeutungen sprachlicher Ausdrücke wird hier nicht mehr in Betracht gezogen als „die referentielle Bedeutungstheorie“ (vgl. L.T.F. GAMUT 1982: 4–6), das heißt, wir werden Ausdrücken jeweils eine Interpretation zuordnen, die der syntaktischen Struktur dieser Ausdrücke folgt (vgl. L.T.F. GAMUT 1982: 146). Damit bewegen wir uns im Rahmen dessen, was Barwise als „situation type meaning“ von „situation meaning“ unterscheidet (Barwise 1984: 5), wobei diese Unterscheidung nicht nur Sprache betrifft, sondern darüber hinaus eine allgemeine semiotische Interpretation erlaubt. Interessanterweise gibt Barwise selbst ein nicht-sprachliches Beispiel: „The truth conditions on watches are that they point to t only at time t “ (Barwise 1984: 8). Eine bestimmte Zeigerstellung bedeutet, dass es vier Uhr ist, wobei „bedeutet“ im Sinne von „situation type meaning“ zu verstehen ist. Im Sinne von „situation meaning“ bedeutet sie das jedoch gerade manchmal nicht, zum Beispiel wenn die Uhr kaputt oder nicht richtig gestellt ist:

„However, a watch may point to 4 o'clock without that meaning that it really is 4 o'clock, for a variety of reasons, even if it is, in fact, 4 p.m.“ (Barwise 1984: 8). Wir interessieren uns hier für Interpretationen, die Ausdrücken gleichermaßen in jeder Situation zukommen, sagen wir: für Denotate, im Unterschied zu Referenten in jeweils einer Referenzsituation. Man mag das Stehen des Ausdrucks für sein Denotat als Zeichenbeziehung gelten lassen. Demgegenüber steht jedoch ein Foto, das zeigt, wie Peter auf einem Bildschirm lacht, in einer speziellen Beziehung dazu, wie Peter auf einem Bildschirm lacht. Ein sprachlicher Ausdruck zeigt nicht, wie Peter auf einem Bildschirm lacht. Dennoch denotiert „wie Peter auf einem Bildschirm lacht“ genau das: wie Peter auf einem Bildschirm lacht. So etwas ist normalerweise nicht vorgesehen als Denotat sprachlicher Ausdrücke. Zwar kommt in einer typentheoretischen Semantik eine Entität jedweden Typs dafür in Frage, dass ein Ausdruck „ein Ausdruck dieses Typs“ (vgl. L.T.F. GAMUT 1982: 79) ist, z. B. der Typen e , $\langle e, t \rangle$ oder $\langle e, \langle e, t \rangle \rangle$. Aber was als ein Individuum (und somit als Denotat eines Ausdrucks vom Typ e in Frage kommt, hängt von der zugrunde gelegten Domäne ab, und dazu gehört normalerweise eher nicht, wofür „wie Peter auf einem Bildschirm lacht“ steht.

Im vorliegenden Beitrag soll nun gezeigt werden, dass ein sprachlicher Ausdruck unter bestimmten Umständen genau das denotiert, was ein Bild zeigt. Diese Überlegung stellt eine Verbindung zwischen verschiedenen Zeichensystemen her und nimmt daher eine semiotische Perspektive ein, indem angenommen wird, dass sprachliche Bedeutungen in bestimmten Fällen genau dem entsprechen, was auf Bildern zu sehen ist. Was ein Ausdruck denotiert, ist – so wird hier argumentiert – im Falle bestimmter Sätze unabhängig davon, wie der betreffende Ausdruck zusammengesetzt ist. Für Ausdrücke welcher Art kommt eine Bedeutungszuordnung unabhängig von deren Zusammensetzung in Frage? Wir betrachten dafür eine bestimmte Art von Ausdrücken, die in der Philosophie des Geistes diskutiert werden.

2. Exemplifikation von Wie-Sein

Wir dürfen es als ausgemacht ansehen, dass es Nagel (1974) nicht um Fledermäuse ging, als er fragte: „Wie ist es, eine Fledermaus zu sein?“. Nicht einmal, wie es ist, eine Fledermaus zu sein, interessierte ihn. Der Ausdruck „Wie ist es, ... zu sein?“ regte in der Folge zu etlichen weiteren Titeln dieser Art an (vgl. Burley 2007). Mit der prägnanten Formulierung schlug Nagel eine Paraphrase zu Verwendungsweisen von „Bewusstsein“ vor, wie sie zum Beispiel in der Frage vorkommt, ob Wespen Bewusstsein haben. Doch was ist mit der Formulierung gemeint? Zunächst ist festzuhalten, dass eine Antwort auf Nagels Frage banal sein kann: „Es ist herrlich, eine Fledermaus zu sein“, mag eine sprachbegabte Fledermaus nach einem Flug in der Dämmerung sagen. Doch wäre damit eine interessante Erkenntnis gewonnen? Wir unterscheiden nun von der Frage,

- wie es ist, eine Fledermaus zu sein
die Frage,
- ob es irgendwie ist, eine Fledermaus zu sein
und die Frage,
- warum es irgendwie ist, eine Fledermaus zu sein.

Das Beispiel ist beliebig. Man kann auch das weniger exotische Beispiel, ein Finanzbeamter im Büro zu sein, wählen. Denn es ist irgendwie, einer zu sein. Von vornherein ist die Frage auf ein Individuum zu beziehen. Für a ist es wohl anders, a zu sein, als es für b ist, b zu sein. Daher spielt hier die Verschiedenheit von Erlebnisweisen, also dass es für a anders ist als für b, keine Rolle. Außerdem ist dem Rechnung zu tragen, dass es für ein Individuum a in einer Situation – nicht einem Typ von Situation! – s_i anders ist, a zu sein, als in einer anderen Situation s_j . Und das ist immer noch – entgegen dem frühen Wittgenstein'schen Diktum, das Rätsel gebe es nicht (Wittgenstein 1963: 114; 6.5) – ein Rätsel: warum es irgendwie ist, a in s_i zu sein. So geht es Bieri (1994) in seinem Aufsatz „Was macht Bewusstsein zu einem Rätsel?“ darum, ob und, wenn ja, wie physiologisches Wissen über ein bestimmtes Gehirn zur Zeit t dazu beiträgt, zu erklären, wie es ist, derjenige zu sein, um dessen Gehirn es sich zu t handelt. „We do not just lack a detailed theory; we are entirely in the dark about how consciousness fits into the natural order“ (Chalmers 1996: xi), stellte Chalmers noch 1996 fest und reihte „visual experiences“ (Chalmers 1996: 6) in einen Katalog verschiedener Arten bewussten Erlebens ein.

2.1 Das Beispiel



Abb. 1: s_1 : Hans sieht Peter auf einem Bildschirm lachen.

Wir wählen ein Beispiel, das kein bisschen exotisch ist. In der Situation s_1 sieht Hans seinen Schwager Peter auf einem Bildschirm lachen. Und in s_1 gefällt es Hans, Peter in s_1 auf einem Bildschirm lachen zu sehen. Angewandt auf diese Situation wäre die sozusagen Nagel'sche Frage:

Wie ist es für Hans in s_1 , in s_1 Peter auf einem Bildschirm lachen zu sehen?

Die Situation s_1 (Abb. 1) ist also derart, dass Hans in ihr Peter auf einem Bildschirm lachen sieht und es für ihn in ihr irgendwie ist, Peter in ihr auf einem Bildschirm lachen zu sehen.

Der Bezug auf s_1 wird in der Alltagssprache normalerweise nur implizit sein. Wir machen ihn normalerweise nicht explizit (vgl. Barwise 1985: 3). Mit diesem impliziten Bezug auf s_1 ist also (1) und sind alle weiteren Beispiele zu verstehen.

(1) *Wie ist es für Hans, Peter auf einem Bildschirm lachen zu sehen?*

Eine Antwort, die das Thema nicht verfehlt, wäre:

(2) *Hans gefällt, Peter auf einem Bildschirm lachen zu sehen.*

Und aus (2) folgt:

(3) *Es ist irgendwie für Hans, Peter auf einem Bildschirm lachen zu sehen.*

Aus „Inge hustet“ folgt die Existenzbehauptung „Jemand hustet“. Ähnlicher Art scheint die Folgerung von (3) aus (2) zu sein. Fraglich ist allerdings, ob (3) eine Existenzbehauptung ist. Besagt (3), dass es etwas gibt, wie es für Hans ist, Peter auf einem Bildschirm lachen zu sehen? Durchaus natürlich scheint der Schluss zu sein: Daraus, dass es Hans gefällt, Peter auf einem Bildschirm lachen zu sehen, folgt, dass es – jedenfalls während der Zeit, in der es Hans gefällt – eine Weise gibt, wie es für ihn ist, Peter auf einem Bildschirm lachen zu sehen. Die Existenz von etwas welcher Art würde man auf diese Weise behaupten? (3) ist jedenfalls natürlicher als

(4) *Es gibt etwas, wie es für Hans ist, Peter auf einem Bildschirm lachen zu sehen.*

Wer auf (1) antwortet, ohne das Thema zu verfehlen, mag nun auf ein Beispiel dafür, wie es ist, Peter auf einem Bildschirm lachen zu sehen, hinweisen. „So ist es!“ könnte man, begleitend zu einer Zeigegeste, antworten. Worauf würde man dabei zeigen? Man kann ja nicht buchstäblich darauf zeigen, wie es für jemanden ist, jemanden auf einem Bildschirm lachen zu sehen. Aber man könnte auf ein Bild zeigen! Man könnte etwa auf Abbildung 2 zeigen (mit „Abbildung 2“ ist nicht das in Abbildung 2 abgebildete Bild auf einem Bildschirm gemeint):

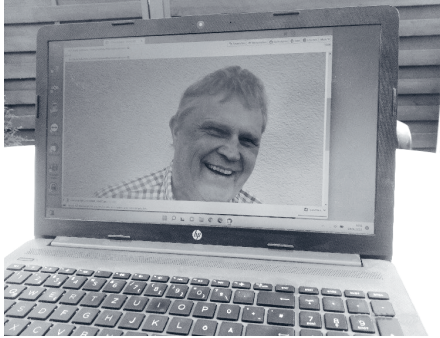


Abb. 2: Wie es für Hans in s1 aussieht, Peter auf einem Bildschirm lachen zu sehen.

Dass Inge hustet, ist ein Beispiel dafür, dass jemand hustet. Inwiefern gibt man mit Abbildung 2 ein Beispiel dafür, wie es ist, Peter auf einem Bildschirm lachen zu sehen? Genauer ist es erst einmal passend zu sagen

(5) *Es sieht für Hans so aus, Peter auf einem Bildschirm lachen zu sehen*

in Verbindung mit einer Zeigegeste derart, dass der Sprecher mit der Geste auf das Bild Abbildung 2 zeigt, während er „so“ betont.

2.2 Was zeigt ein Bild?

Das Bild hat einen materiellen Träger, sei es Papier, eine Leinwand, ein Bildschirm oder etwas anderes. Davon ist abzusehen, wenn der Sprecher mit (5), der Geste und dem Bild zu verstehen geben will, wie es für Hans aussieht, wenn Peter auf einem Bildschirm lacht. Tatsächlich ist das Bild ein Exempel, mit dem etwas exemplifiziert wird. Ein Exempel, mit dem etwas exemplifiziert wird, exemplifiziert nicht alle Eigenschaften, die es hat (vgl. Goodman 1968: 53). Wenn ein Schneider mit Hilfe eines Stoffstücks einem Kunden zu verstehen gibt, mit welchem Stoff er ein Kleidungsstück zu nähen gedenkt, bezieht er sich beispielsweise nicht auf die Größe des Stücks oder darauf, wo es hergestellt wurde, sondern auf die Art des Gewebes, auf das Material und die Farbe. So ist auch von dem materiellen Träger des Bildes abzusehen, wenn der Sprecher mit (5), der Geste und Abbildung 2 zu verstehen geben will, wie es für Hans aussieht, Peter auf dem Bildschirm lachen zu sehen. Posner (2010) erklärt, was an dem Bild relevant ist: Das Bild ist ein Gegenstand u_1 , der mindestens eine flache, feste Seite b_1 hat, die von ihrer Umgebung unterscheidbar ist und eine gleichbleibende Farb-Form-Konstellation k_1 aufweist, die etwas von ihr Verschiedenes u_2 visuell wahrnehmen lässt. Posner erwähnt (2010: 173), dass Morris (1938: 4f. = 1972: 71ff.) in Fällen, in denen die Anwesenheit von etwas dazu beiträgt, an etwas anderes zu denken, das selbst nicht anwesend ist, von „mittelbarer Notiznahme“ spricht. In speziellen Kontexten sei es erlaubt,

von u_1 zu abstrahieren und auch dann noch von ‚demselben Bild‘ zu sprechen, wenn zum Beispiel der Rahmen ausgetauscht wurde [...]. Seit der Einführung von Vervielfältigungsverfahren wie dem Buchdruck und der Projektion von Bildern auf wechselnde Leinwände bzw. Bildschirme ist es jedoch üblich geworden, auch noch von der Bildfläche b_1 zu abstrahieren (Posner 2010: 156).

Dann „ist ein Bild nichts weiter als eine Farb-Form-Konstellation k_1 , die etwas von ihr Verschiedenes u_2 visuell wahrnehmen lässt“ (Posner 2010: 156). Es wird also mehr oder weniger von Eigenschaften des Gegenstandes u_1 abgesehen, um u_1 als Bild von etwas anderem u_2 gelten zu lassen.

Wird mit dem Bild Abbildung 2 etwas exemplifiziert? Das Bild zeigt, wie es ist, Peter auf einem Bildschirm lachen zu sehen. Und es zeigt dies nur, indem es wenige Eigenschaften damit, wie es ist, Peter auf einem Bildschirm lachen zu sehen, teilt. Es ist zu einer Zeit t nur dann irgendwie für Hans, Peter auf einem Bildschirm lachen zu sehen, wenn Hans Peter zu t auch auf einem Bildschirm lachen sieht. Und gerade während man das Bild Abbildung 2 sieht, sieht man nicht Peter auf einem Bildschirm lachen. Daher kann Abbildung 2 nur zeigen, wie es für den Betrachter von Abbildung 2 wäre, Peter auf einem Bildschirm lachen zu sehen. Damit zeigt das Bild Abbildung 2 sogar etwas Imaginäres, wie ein Bild, auf dem Pegasus zu sehen ist. Generell kann man sagen: Ein Bild von y zeigt y , indem es zeigt, wie es wäre, y zu sehen. Und dieses Zeigen ist auch eine Exemplifikation. Was mit dem Bild exemplifiziert wird, ist, wie es wäre, y zu sehen. Man kann auch sagen: Das Bild zeigt, wie y aussieht. „aussieht“ steht für eine Disposition. Wenn man y sieht, hat man einen Anblick von y . y sieht auch dann so-und-so aus, wenn gerade niemand y sieht. Abbildung 2 zeigt, wie y aussieht, indem es zeigt, wie es wäre, y zu sehen. Oder: Abbildung 2 exemplifiziert einen möglichen Anblick. Warum ist die Annahme von Anblicken plausibel? Vier Gründe:

- Man bezieht sich mit natürlichen Redeweisen auf Anblicke, z. B. auf eine Aussicht, wenn man ein „Zimmer mit Blick aufs Meer“ wünscht.
- Ein Beispiel von Castañeda (2005: 17ff.) aufgreifend, stelle man sich eine Gruppe von Leuten vor, die Elisabeth besuchen wollen. Jemand sagt: „Der weiße Fleck da, das ist Elisabeths Haus.“ Das Haus ist natürlich kein weißer Fleck. Es hat Zimmer, und weiße Flecke haben keine Zimmer. Dennoch kommt der Beschreibung als weißer Fleck eine gewisse Korrektheit zu. Diese Korrektheit betrifft Anblicke des Hauses.
- Bilder können sich gerade dadurch auf Anblicke beziehen, dass sie systematisch von ihnen abweichen. Man denke an Karikaturen oder manieristische Verzerrungen.
- Lewis (1979) schildert das Beispiel von Lingers, der sich in einer Universitätsbibliothek verirrt hat. Externen Plänen kann er seinen Standort nur dann entnehmen, wenn er sieht, dass er vor einem Regal steht, dessen Ort auf einem Plan verzeichnet ist. Das heißt wiederum, dass er einen Anblick des Regals hat, der es ihm erlaubt, anzunehmen, dass er vor dem Regal steht.

Wie es für Hans ist, Peter auf einem Bildschirm lachen zu sehen, umfasst zweierlei:

- Einen Anblick, den Hans hat, d.h. wie es für Hans in s1 aussieht, Peter auf einem Bildschirm lachen zu sehen,
- eine Wertung dessen, wie es für Hans (in s1) aussieht, Peter auf einem Bildschirm lachen zu sehen, durch Hans.

Denn mit (2) wird zum einen gesagt, was Hans gefällt, und zum anderen, dass es ihm gefällt. Das Bild von y gibt also ein Beispiel dafür, wie es wäre, y zu sehen. Man sieht, dass Nagels Formulierung für eine Bildtheorie von Interesse ist: Wie es für Hans aussieht, Peter auf einem Bildschirm lachen zu sehen, gehört dazu, wie es für Hans ist, Peter auf einem Bildschirm lachen zu sehen. Dabei spielt Ähnlichkeit durchaus eine Rolle, jedoch weniger als Ähnlichkeit zwischen dem Bild und y, sondern vielmehr als Ähnlichkeit zwischen dem Bild einerseits und dem, wie es wäre, y zu sehen, andererseits. Was heißt „wie es wäre, Peter auf einem Bildschirm lachen zu sehen“?

3. Die Infinitivgruppe als Komplement

Wir haben angenommen, dass auf unsere sozusagen Nagel'sche Frage (1) mit Bezug auf die Situation s1 (2) eine angemessene Antwort gibt. Doch im Kontext unseres Interesses daran, warum es irgendwie ist, Peter auf einem Bildschirm lachen zu sehen, sind nicht alle möglichen Lesarten von (2) relevant. (2) kann man mindestens auf folgende Weisen paraphrasieren:

- (6) *Hans gefällt, dass er Peter auf einem Bildschirm lachen sieht.*
- (7) *Hans gefällt, wie es für ihn ist, Peter auf einem Bildschirm lachen zu sehen.*
- (8) *Hans gefällt, wie es für ihn ist, dass er Peter auf einem Bildschirm lachen sieht.*

Diese Sätze würden recht verschiedene Situationen korrekt beschreiben. So wäre (6) passend für den Fall, in dem sich Hans darüber freut, dass der Bildschirm überhaupt funktioniert. (8) könnte darüber hinaus beschreiben, dass Hans sich über seine Freude über das Funktionieren des Bildschirms freut. Für das naheliegendste Verständnis von (2) sind diese Interpretationen abwegig. Man kann (2) jedoch ganz im Sinne von (7) verstehen. Vielleicht passt dazu auch

- (9) *Hans gefällt, wie er Peter auf einem Bildschirm lachen sieht.*

Auf (9) kommen wir zurück (siehe (30)). Mit Blick auf Nagels Formulierung ist vorerst (7) am interessantesten.

Erst einmal sei auf Faktivität hingewiesen: (6), (7) und (8) (und (9)) sind faktiv insofern, als sie den Schluss darauf erlauben, dass Hans Peter auf einem Bildschirm lachen sieht. Das liegt an dem Verb „gefallen“. Demgegenüber ist auch eine Situation s3 denkbar, in der es Hans nur so vor kommt, als sähe er in ihr Peter auf einem Bildschirm lachen. Doch kein von einem Bildschirm emittiertes Licht erreicht in s3 Hans' Augen. Von s3 ist immer noch (10) wahr:

(10) *Hans gefällt, wie es für ihn wäre, Peter auf einem Bildschirm lachen zu sehen.*

(10) besagt, dass Hans etwas gefällt. Was ihm nach (10) gefällt, ist, wie es für ihn wäre, Peter auf einem Bildschirm lachen zu sehen, ohne dass er Peter auf einem Bildschirm lachen sieht. Auch wenn es tatsächlich nicht der Fall ist, dass er Peter auf einem Bildschirm lachen sieht, wäre es für ihn irgendwie, Peter auf einem Bildschirm lachen zu sehen, wenn er ihn auf einem Bildschirm lachen sähe. Und wie das wäre, kann ihm tatsächlich gefallen. Wieder kann man durch ein Exempel zeigen, was Hans in s3 gefällt. Und dieses Exempel mag wieder Abbildung 2 sein. Abbildung 2 zeigt dann, wie es für Hans in s3 wäre, Peter auf einem Bildschirm lachen zu sehen. Bilder zeigen häufig, wie etwas wäre. Beispielsweise mag ein Bild von Pegasus (im Sinne Goodmans: ein Pegasus-Bild, vgl. Goodman 1968: 21f.) zeigen, wie es wäre, Pegasus fliegen zu sehen. Wenn es ein fliegendes Pferd gäbe, könnte man es vielleicht auch sehen; und dann wäre es irgendwie, es fliegen zu sehen. Von Interesse ist nun, was der „wie“-Satz „wie es wäre, Peter auf einem Bildschirm lachen zu sehen“ (mit Bezug auf s3) bedeutet. Aus

(7') *Hans gefällt, wie es für ihn ist, Peter auf einem Bildschirm lachen zu sehen*

folgt:

Hans sieht Peter auf einem Bildschirm lachen.

Aus

(10') *Hans gefällt, wie es für ihn wäre, Peter auf einem Bildschirm lachen zu sehen*

folgt (wegen des Konjunktivs) nicht:

Hans sieht Peter auf einem Bildschirm lachen.

Doch in s3 ist, wie es für Hans wäre, Peter auf einem Bildschirm lachen zu sehen, genau so, wie es für ihn in s1 ist, Peter auf einem Bildschirm lachen

zu sehen! Daher gefällt Hans in s3 dasselbe wie in s1. Nur ist man mit (7) und (10) nicht gleichermaßen zu dem Schluss berechtigt, dass Hans Peter auf einem Bildschirm lachen sieht.

Die Situation s3 kann beispielsweise die Situation eines Hirns im Tank (vgl. Müller 2001) sein, wie von Putnam beschrieben (1981: 5, 6):

imagine that a human being [...] has been subjected to an operation by an evil scientist. The person's brain has been removed from the body and placed in a vat of nutrients which keeps the brain alive. The nerve endings have been connected to a super-scientific computer which causes the person whose brain it is to have the illusion that everything is perfectly normal. There seem to be people, objects, the sky, etc; but really all the person [...] is experiencing is the result of electronic impulses travelling from the computer to the nerve endings (Putnam 1981: 5, 6).

Darüber hinaus könnte das Hirn im Tank durch einen funktionalen Isomorphen ersetzt werden, wie von Chalmers beschrieben:

We can imagine, for instance, replacing a certain number of neurons by silicon chips. In the first such case, only a single neuron is replaced. Its replacement is a silicon chip that performs precisely the same local function as the neuron. Where the neuron is connected to other neurons, the chip is connected to the same neurons. Where the state of the neurons is sensitive to electrical inputs and chemical signals, the silicon chip is sensitive to the same. [...]. Importantly, the internal states of the chip are such that the input/output function of the chip is precisely the same as that of the neuron. It does not matter how the chip does this [...] – as long as it gets the input-output dependencies right. [...]. In the second case, we replace two neurons with silicon chips (Chalmers 1996: 254).

Der Prozess wird fortgesetzt. Jede Ersetzung resultiert dabei in einem „funktionalen Isomorphen“. Chalmers geht davon aus, dass jede einzelne Operation dieser Art nicht zu einem schlagartigen Verschwinden der Qualia führen kann:

It is not difficult to rule out suddenly disappearing qualia. On this hypothesis, the replacement of a single neuron (leaving everything else constant) could be responsible for the vanishing of an entire field of conscious experience [...]. If this were possible, there would be brute discontinuities in the laws of nature unlike those we find anywhere else (Chalmers 1996: 255).

Damit veranschaulicht Chalmers die These, dass die konkrete Substanz des Gehirns nicht entscheidend für die Existenz von Bewusstsein sein könne:

A natural suggestion is that consciousness arises in virtue of the *functional organization* of the brain. On this view, the chemical and indeed the quantum substrate of the brain is irrelevant to the production of consciousness (Chalmers 1996: 247)